

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 253.

Freitag, 29. Oktober.

1915.

[1. Fortsetzung.]

## Der Orgel-Anger.

[Nachdruck verboten.]

Roman von Edele Riß.

Ein Wall kränzte die ganze Stadt ein, und zwar fünfmal durch eine mehrere Meter lange, tiefe Senkung unterbrochen. Daher die fünf Hügelchen! Längs der Außenperipherie diesesalles zog sich zu Tal die „Willen-Schnur“; innerhalb baute sich die alte Stadt zu seinen Füßen auf. So ziemlich inmitten der reizenden Willen-Schnur stand, von Vor- und großem Hintergarten eingegast, die Villa des Kommerzienrats Herrn Ludwig Rauter. Er galt für den reichsten Mann der Stadt, wenn auch nicht gerade für den zugänglichsten und lebenswürdigsten. Er stand am Ende der Fünfziger und färbte seine grauen Haare, seit er vor drei Jahren Witwer geworden war. Im Sommer war er ein Frühaufsteher. Er ging dann hinter seinem Gärtner her und machte botanische Studien, die er noch am selben Tage gesprächsweise zu verwenden pflegte, da er sich vierundzwanzig Stunden später nur schwer hätte erinnern können. Er hatte, außergeschäftlich, ein sehr schlechtes Gedächtnis, zeigte aber doch gern außergeschäftliche Interessen und liebte es sich in kleineren und größeren Kreisen gebildet zu unterhalten. Humoristika oder ein grazioses Plaudern im heitere Nichtigkeitsfeld des Lebens waren ihm ein Greuel — er gehörte zu den „Kramphast-gebiengenen“ Großkaufleuten und hatte keinen eigentlichen Nivalen, der ihn ernstlich hätte gefährden können, da Fünf-Hügelchen keine Handelsstadt war und auch nie eine werden könnte.

Heute hatte der Kommerzienrat einen Vortrag über den allernuesten Garten-Sprengschlauch, der bei dem Nachbar zu seinem Arger bereits in Tätigkeit stand, entgegengenommen, und dieses Allernueste tischte er dann auch seinen Damen sofort beim Kaffee auf.

Man frühstückte im Schatten des breiten Altans, von dessen ausgebauchtem Mittelbau eine achtschufige Steintreppe in den Hintergarten führte. Gleich vor der Treppe ragte aus saftigem Rasengrün ein kleines Meer-umgehener in sechseckigem Bassin auf, das um die Mittagszeit, wenn die Sonne hier hochstand, einen kräftigen Wasserstrahl in die Luft spie, der dann sein kühlendes Naß weit im Umkreis verspritzte. Die Anlage war gut und in der Anwendung etwas kostspielig, daher durfte der Triton auch nur, wenn Gäste da waren, über Sonnenuntergang hinaus seine Künste zeigen.

Der neue Garten-Sprengschlauch schien die Tochter des Hauses wenig zu interessieren, sie blätterte in eben eingetroffenen Briefen aus Bädern und frühen Sommerfrischen. Aber Dina hatte Besuch, schon seit drei Wochen und ganz ohne Aussicht, ihn sobald los zu werden.

Dieser Besuch, eine junge Dame, mit der Dina ein Jahr in einer Schweizer Pension zugebracht, schien in dem neuen Garten-Sprengschlauch eines der überzähligen Weltwunder zu entdecken, so gespannt hörte sie dem Kommerzienrat zu, der die Konstruktion dieses nützlichen Apparates mit Rösseln, Messern und Serviettenringen zu veranschaulichen suchte.

Die junge Dame, mit großen, runden, außergewöhn-

lich lebendigen gelbbraunen Augen erschien mit ihrer etwas volleren Gestalt um einige Jahre älter als die schlank, blonde Dina. Es handelte sich in Wirklichkeit nur um wenige Monate.

Lucy von Grimm hatte sich sehr geschickt selbst eingeladen, und seit sie da war und sich so ausgezeichnet mit dem Kommerzienrat zu stellen wußte, konnte man nur einsehen, daß sie eine Bereicherung des Hausstandes ausmachte. Der Kommerzienrat bewunderte ihre üppige Figur, und die lebhaften braunen Augen zum hell-blonden Haar. „Nein, aber ganz unverkennbar — wie riesig interessant selbst . . . Ja, Dina, du hast wohl wieder nichts übrig für . . .“

„Wirklich, Lucy, nein! Papa, bitte, nimm mir's nicht übel, aber so nützlich die neue Schraube an dem Schlauch auch sein mag — ich habe wahrhaftig Wichtiges im Kopf heute . . .“

„Wie immer!“

Papa Rauter war in letzter Zeit spit in seinen Aufregungen Dina gegenüber, es spielte so ein eigentümlich satanisches Lächeln um seinen Mund, und Dina wußte nur zu gut, worauf das hinielte. Lucy von Grimm legte mit betörender Liebenswürdigkeit den Arm um Dinas Nacken.

„Nun ja, heute müssen wir wohl wirklich Nachsicht mit ihr haben, heute . . . heute ist ein großer Tag für Dina!“

„Er ist noch nicht überstanden!“

„Papa!“ rief Dina, in Tränen ausbrechend. Sie entwand sich flugs dem Arm der Freundin und stürzte davon.

„Na, da haben wir den Salat! Wenn man die einzige Tochter, die man zu vergeben hat, nicht dem ersten besten Reichtum halbungsvoll in die Arme legt, da ist man ein Rabenwater — Sie sehen und hören es ja nun schon drei Wochen lang.“

Der Kommerzienrat schob alles Geschirr, das vor ihm stand, in weitere Ferne, wobei Fräulein von Grimm ihm sofort behilflich war, und steckte sich seine Morgen-Virginia an.

„Sie sind doch nicht ernsthaft gesonnen, zuguterletzt wirklich noch „nein“ zu sagen, Herr Kommerzienrat?“

„Aber ganz sicher sage ich nein! Der Herr Schwiegersohn paßt mir nicht, damit basta!“

„Dr. Sehren hat doch aber seine Examina glänzend bestanden — es läßt sich doch nun eigentlich wirklich nichts gegen ihn vorbringen.“

„Wirklich nicht? Eine Stunde odst er Jus, drei Stunden fiedelt er, und die übrigen Stunden ist er gewöhnt, seinen übrigen Amusements zu weihen! Da Vater Sehren dazu nicht den nötigen Säckel hat, weil er ihn nicht zu füllen versteht, so soll Dina doch den Säckel liefern! Und das hat Dina nicht nötig — sie kann ganz andere Partien machen!“

„Aber, Herr Kommerzienrat — mein Gott, sie liebt ihn doch so über alle Maßen, sie ist ihm all die fünf Jahre hindurch tren geblieben . . .“



„Das ist recht, brechen Sie auch schon Längen für sein schönes Gesicht, das Sie noch nicht einmal in figura kennen! Aber die Damen sind ja alle hin von dem jungen Mann — — meine Frau war es ja auch — — die hat die Geschichte ja immer hinter meinem Rücken begünstigt!“

Luch von Grimm ließ ihre Augen feucht werden und strahlte ihren Gastfreund himmlisch gütig an: „Ich breche nicht für Herbert Sehren Längen, den ich nicht kenne, ich tue es für meine liebe gute Dina, meine teuerste Freundin, Ihr Kind — — Sie können doch nicht so grausam sein, diesen ganzen Himmel von Liebe und Bärtlichkeit zertümmern zu wollen — — nein — — Herr Kommerzienrat, nein — — ich bitte so lange für Dina, bis Sie „ja“ sagen. Wenn Herbert Sehren ein Leichtfuß wäre, hätte er dann sein Wort gehalten, hätte er ebenso treu an Dina gehangen, wie sie an ihm?“

Luch legte beschwörend ihre weiche, kleine Hand auf die geballte Faust des Hausherrn, die auf der Banklehne ruhte.

Dem Kommerzienrat fuhr es kalt über den Rücken, aber er öffnete schnell die Faust, um sie über der kleinen, weichen Hand wieder zu schließen, die sich auch seinen Augenblick der Gefangenschaft zu entziehen strebte.

„Sie haben gut reden! Meinen Sie, ich hätte mir das in stillen Stunden nicht auch oft vorgefagt? Aber — wenn ich auch meine persönliche Abneigung gegen Herbert hintenansehen wollte — — ich — — ich will überhaupt nicht, daß Dina heiratet . . .“

„Aber . . .“  
„Ich meine noch nicht! Mein Gott, das ganze Frauenzimmer ist zweiundzwanzig alt, muß denn da durchaus schon geheiratet werden? Mit achtundzwanzig ist's doch auch noch Zeit! Himmel, meine Frau war neunundzwanzig, als wir uns heirateten, und einziges Kind, und enorm reich für die dortigen kleinen Garnisonverhältnisse. Sie hätte das ganze Regiment heiraten können, aber sie tanzte sich erst ein bißchen satt!“

„Um dann ihrem Herzen und Ihnen nach Blüth-  
Güldchen zu folgen . . .“

„Ach Gott, na ja — —. Unsere Väter waren alte Geschäftsfreunde, da machte sich das so — —. Wir machten gegenseitig eine gute Partie an uns, und — — hm — — ich habe mit meiner Frau in durchaus guter Ehe gelebt — — man teilte doch schließlich alles — — man hatte die Kinder, für die man gemeinsam lebte — — Gott — es hätte manches vielleicht auch noch anders sein können — meine gute Frau war eine etwas mäch-  
terne, kühle Natur — aber trotzdem, sie fehlt mir an allen Ecken und Enden! Und nun soll ich noch das letzte, was ich habe, mein Mädel so selbstverständlich hergeben? Von meinem Herrn Sohn habe ich doch auch weiter keine Annehmlichkeiten, als daß ich ihn monatlich mit einem anständigen Wechsel versehen darf! Ja, ja — — man wird gar zu schnell ein einsamer, alter Mann!“

Der Kommerzienrat seufzte, drückte die kleine, weiche Hand eine Sekunde lang an sein Herz wie in selbigem Vergessen und gab sie dann, wie in plötzlichem Erschrecken frei.

„Ach, warum nicht gar — ein Mann wie Sie! Sie sind nicht alt . . .“

„Mein liebes Kind . . .“

„Nein, Sie sind nicht alt, und — werden es nie werden, wenn Sie nicht mit Gewalt den Alten spielen wollen! Und einsam brauchen Sie nicht zu sein — wahrhaftig nicht . . .!“

„Wenn mich doch alles verläßt! Gebe ich heute mein Jawort, so ist Dina in drei Monaten nicht mehr unter meinem Dach! Ich geb's aber nicht zu, ich gebe es nicht zu, ich . . .“

„Aber bester Herr Vater — Dina müssen Sie aufgeben! Sollte aber wirklich kein Ersatz sein in der Welt für ein liebestolles Mädel, das Ihrem Vater entläuft, und für eine Gattin, der es nicht vergönnt war, treu auszuhalten bei dem Gatten!“

„Fräulein Luch, mögen Sie mir keine Trugbilder

vor! Bezahlte Hände kann ich mir ersetzen, aber ein Band . . . Wo dürfte ich heute anklopfen?“

„Überall!“

„Überall?“

Der Kommerzienrat rückte etwas vorwärts, seine Augen bekamen Feuer, er faßte mit beiden Händen die sich ihm halb entgegenstreckende kleine, weiche Hand noch einmal.

Luch von Grimm wich seinem Blicke nicht aus, sie strahlte ihn an und wiederholte leise wie in rührender, aufdämmernder Scham: „Ja, überall!“

„Luch . . .!“

Sie saßen sich beide hastig um, ob irgend jemand der Bediensteten in Hör- und Schweite lauschen könnte. Dann fuhr ihre Köpfe einen Augenblick nahe zusammen — ihre Lippen hatten sich in einem flüchtig-heißen Kusse berührt.

„Du wolltest, du junges Blut — Luch?!“

„Ich wüßte mir kein schöneres, kein stolzeres Glück! So gönne Dina ihren Herzenstraum — — du bist nicht länger einsam!“

„Dann allerdings . . .“

Der Kommerzienrat sah nach der Uhr — er hatte sich bereits sehr verplaudert. Flüchtig führte er Luchs Hand an den Mund, Abschied nehmend. „Es bleibt unser Geheimnis, bis alles klar ist?“

„Es bleibt unser Geheimnis“, nickte ihm Luch von Grimm lächelnd zu.

Der Kommerzienrat ging mit raschen Schritten ins Haus, um es durch das Vorderportal zu verlassen.

Luch von Grimm war auch zum Vorgarten gegangen und sah dem Davonschreitenden über das Eisengitter weg nach. Nein, sie brauchte sich ihres Janges nicht zu schämen! Der reiche Kommerzienrat Ludwig Lauter schlug in seiner äußeren Erscheinung noch manchen Vierziger aus dem Felde.

Besitzergreifend schweifte der Blick des jungen Mädchens einmal über die ganze Villa, dann ging sie hinein, um ihrer weinenden Pensionsschwester in lieblichem Triumph die Botschaft zu künden: „Wenn dein Herbert heute mittag kommt, geht er als dein Verlobter wieder aus dem Haus — sieh, das habe ich für dich erbetelt!“

(Fortsetzung folgt.)



Wer andern predigt, muß sich selbst nicht vergessen.

Spruchwort.

## Brief eines Wiesbadener Sanitäters.

(Originalbericht. Bensch. M.)

Stellung S., den 24. August 1915.

Liebe Kollegen!

— Regimentsbefehl vom 8. Juli 1915: Der Sanitätsunteroffizier Otto Fritsch ist wegen Tapferkeit vor dem Feind zum Sanitäts-Vizefeldwebel befördert. —

Am Nachmittag des 8. Juli, 5 Uhr, kam dieser Befehl in der Parole heraus. Natürlich hat mich diese Beförderung sehr erfreut. Doch diese Tapferkeit ist doch eigentlich nur meine Pflicht als Sanitätsmensch gewesen. — Also nach der Beförderung sah ich mit verschiedenen Kameraden im Hof des Kompagniebureaus und wir feierten und taufsten den neuen „Herrn Feldwebel“. Kaum lag ich abends 10½ Uhr in den Federn, als ich auch schon wieder durch Rufen und Klopfen an der Tür geweckt wurde. Alarm! Sofort fertig machen zum Abmarsch. Die 6. Kompagnie, der ich dienstlich zugeteilt bin, war gerade 2 Tage zur Ruhe in M. In wenigen Minuten war ich fertig. 11¾ Uhr wurde die ganze Kompagnie in Lastautos verladen, und um 12 Uhr schon ging's los bis C. Es war eine tolle Fahrt. Die Autos haben kolossales geleistet. Wir sahen vom Staub der Straße wie Schneemänner aus. Schon auf der Fahrt hörten wir fürchterliches Artilleriefeuer. Gegen Morgen 2½ Uhr wurden wir ausgeladen. Wir sollten in der Nacht noch bei den Kämpfen bei B. teilnehmen, doch wir kamen zu spät, die Schlacht war zu Ende. Die feindliche



Artillerie soll in dieser Nacht ca. 20- bis 30 000 Granaten in unsere Stellung verschossen haben. Es war ein sogenanntes Trommelfeuer. Unsere Stellung war kurz- und kleingeschossen. Wir hatten große Verluste. — Nun lagen wir drei Tage und Nächte an einem Waldbahngang in Reserve zwischen R. und L. In der Nacht kamen wir nach L. und besetzten sofort die Stellung. Am 18. Juli war von uns ein Gegenangriff geplant. Viele Reserven waren noch herbeigeholt. Abends 7 Uhr eröffnete unsere Artillerie ein unheimliches Feuer und um 9 Uhr war die Schlacht in vollem Gang. So ein wahnsinniges Feuer habe ich noch nicht mitgemacht. In der Hölle selbst kann es nicht schlimmer sein. Artillerie, Minenwerfer, Handgranaten, Maschinengewehre und Infanterie, dazu Leuchtflugeln und Scheinwerfer waren in Tätigkeit. Man glaubte oft, jeden Augenblick müßten die Kerben versagen. Die Ortschaft L. besteht aus ca. 30 Häusern, aber schon nach kurzer Zeit war auch nicht ein Haus mehr ganz. Unseren Verbandsplatz hatten wir in einem Haus errichtet, das dicht an der Stellung lag und so bis auf das Dach ziemlich sicher war. Die Häuser auf der anderen Seite von uns wurden ständig vom Feind unter Feuer gehalten. Sie waren nur noch Schutt und Trümmer. Ofters mußten wir unsere große Scheunentür schließen, um uns vor Granatsplittern wenigstens etwas zu schützen. Während nun draußen ein furchtbarer Kampf tobte, strömten die Verwundeten zu uns nur so herein. Ich allein habe in der Nacht 50 Mann verbunden. Über uns war das Dach schon kaputtgeschossen. Mehrere Male sah der Arzt und ich uns still und ernst in die Augen, als wenn wir uns sagen wollten: „Die Ruhe bewahren, nur nicht den armen Kerls unsere Anruhe auch noch zeigen.“ Und so ging unsere Arbeit weiter. Bei so viel Leid vergißt man fast ganz sein eigenes Ich. Morgens gegen 3 Uhr war auch dieser Kampf zu Ende. Das schöne Dorf L. hat man nicht wiedererkannt. Die D. Höhe, einst mit Bäumen besetzt, war wie umgepflügt. Nichts Grünes war mehr zu sehen, nichts wie aufgewühlte rote Erde. Wenn des Abends die Sonne darauf scheint, so sieht der Hügel aus wie Blut. Er wird auch nur noch der Bluthügel genannt. — Später lagen wir dann nochmals 13 Tage und Nächte unter Zelten in einem Wald bei L., hier kam ich öfters mit B. zusammen; derselbe liegt in F., wofolbst das 3. Bataillon seine Reserveverankert hat. Nach 14 Tagen kamen wir wieder nach M. 4 Tage war ich in meiner alten Stellung, und jetzt liege ich schon seit 8 Tagen auf dem S. Es ist eine sehr ruhige Stellung. Ich habe nun wieder einmal den Krieg mit all seinen Entbehrungen und Schrecken kennen gelernt. Mein Befinden ist ziemlich gut.

So grüßt Sie alle recht herzlich Ihr stets getreuer Kollege  
Fritsch.

PS. Unsere Kompanie war bei D. nur im Arbeiterdienst. Wir haben in der Nacht 3000 Handgranaten und Stacheldraht beschafft. Nur dem Umstand verdanken alle ihr Leben, daß sie ganz vorne mit waren, denn hätte die Kompanie sich hinten aufgehalten, so wäre kein Mann wiedergekommen. So aber gingen die Granaten über sie hinweg.

Wie einfach, wie schön klingt es, wenn man liest, etwas Graben verloren, ein Stück Graben gewonnen, eine Höhe genommen. Und keiner von Euch ahnt, wie schwer ein solches Stück Graben erkämpft wird. Ihr könnt Euch keinen Begriff machen, was da die Nerven jedes einzelnen auszuhalten haben. — Es ist aber auch ganz gut; es ist genug, wenn die Leiden, welche sich darin befinden. Und es ist ja ein so schöner Trost, daß Ihr daheim in Treue und Dankbarkeit an uns hier draußen denkt und ebenso Eure Schuldigkeit tut, wie wir an der Front.

Seien Sie alle nochmals herzlichst begrüßt von  
Ihrem Otto Fritsch.



### Aus der Kriegszeit.

Die schönen Tage von Arandjelovac. Als der Weltkrieg ausbrach, war Arandjelovac, das jetzt im Operationsbereich der siegreich vordringenden Armee des Generals von Roebek liegt, auf dem besten Wege, für die Wellenbümmer und harmlose, gern ins weite schweifende Ferienreisende „entdeckt“ zu werden. Für die wohlhabenden Serben war es ja bereits seit längerer Zeit zum „Möbepad“ geworden, das auch

von mitteleuropäischen Kurgästen in der „Saison“ besucht zu werden begann. Freilich mußte das „elegante“ Publikum manche hygienische Unzulässigkeit und Primitivität mit im Kauf nehmen. Heute liegen die Brunnenwege verödet, und die Sträflinge, denen die Reinigung der Wege und Väteranlagen übertragen war, befinden sich im serbischen Heer. Im prunkvollen Ruchaus schreit nach dem Wort des persischen Dichters „die Gule in den Gemächern und die Spinne hat Türsteherdienste in den weißen Hallen“ ... Arandjelovac, das seinen blühenden Namen 1859 durch den Fürsten Milosch erhielt, verdankt sein Aufblühen vier auf dem mit altem Buchenwald gekrönten, 720 Meter hohen Bukobil entspringenden Quellen. Das Städtchen selbst liegt 250 Meter hoch. Zu trauriger kurzer Berühmtheit gelangte es, als dort 1883 der tüchtige Generalstabsoffizier Jevrem Marlowitsch wegen Verschwörung gegen das Obrendwitsch-Regiment König Wilans kriegsgerichtlich erschossen wurde. Arandjelovac blickt hinaus auf die „Maschita“, eine wellenförmige Hochebene, die ebenso wie der gleichnamige Bach nach den Ruinen einer „Mitscha“, d. h. lateinischen Kirche, ihren Namen hat, die deutsche Vergleute vor etwa drei Jahrhunderten erbauten, als sie in der an Mineralquellen reichen Landschaft auf Eisen schürften. Wenige Kilometer vom Bad Arandjelovac liegt da eine „Presetscha“, ein Bergdurchstich, den wahrscheinlich jene deutschen Vergleute herausgesprengt haben, den aber das Volk der „Leuteschinderin Jerina“ zuschreibt. Sie war eine byzantinische Prinzessin Helena und Gattin des Serbenfürsten Georg Brankowitsch (1427–1457), und an ihren Namen knüpfen sich die seltsamsten Legenden. So erzählt man z. B., daß diese Erbauerin der Zwingburgen die beiden von Burg ruinen gekrönten Berge Slovac und Ochtrikovac, die an den Ufern der jetzt so oft genannten Kolubra einander gegenüberliegen, durch eine Brücke verbinden, aber vorher noch eine Art Gottesurteil für die Zulässigkeit des kühnen Baues einholen wollte. Sie ließ also einen Streifen Leinwand von einer Bergspitze zur andern spannen und schickte einen Wahnsinnigen über diesen schwanen Sieg; kam er glücklich wie ein Mondflüchtiger hinüber, so war das ein gutes Omen. Er purzelte aber in die Kolubra, und so blieb die Brücke ungebaut ... Vielleicht wird der dämonischen griechischen Helena, die im Lauf der Jahrhunderte für so viel serbisches Unheil verantwortlich gemacht wird, später irgendwie auch das gegenwärtige Verhängnis Serbiens zur Last gelegt werden ...

Was Miß Pankhurst über den Krieg zu sagen hat. Die Stimmungsmacher der Pariser Zeitungen sind neuerdings eifrig damit beschäftigt, ihre Leser durch Unterredungen mit bekannten und möglichst populären Persönlichkeiten zu interessieren. Und da der Wurzfrische eine allgemeine Einrichtung geworden ist, schreckt man nicht mehr davor zurück, selbst mit so revolutionären und staatserschütternden Persönlichkeiten, als welche die englischen Suffragetten bisher bekannt und gefürchtet waren, Bekanntschaft zu machen. Nunmehr veröffentlicht das „Journal des Débats“ die Unterredung eines seiner Mitarbeiter mit Miß Christable Pankhurst, der Tochter des berühmten weiblichen Präsidenten der englischen Suffragettenarmee. Fräulein Pankhurst ist, wie das französische Blatt mit Nachdruck versichert, die würdige Tochter ihrer Mutter. „Dieses junge Mädchen, das sich der Verfechtung der Ideen der Frauenemanzipation gewidmet hat, schreckt nicht davor zurück, die wenig erfreulichen Kneipen in den Londoner Vororten aufzusuchen oder selbst sich dem Schein angeblicher Lächerlichkeit auszusetzen. Die mutigen Taten und Außerungen, die auch sie bereits als Suffragette bekannt gemacht haben, sind populär genug, um nicht wieder in Erinnerung gerufen werden zu müssen. Jetzt aber hat Miß Pankhurst sich gleich ihren Schwestern dem Rekrutierungsdienst gewidmet.“ Nach dieser würdigen Einleitung teilt das „Journal des Débats“ der aufstrebenden Welt mit, was Fräulein Pankhurst über den Krieg zu sagen hat: „Trotz des Krieges glauben wir noch immer an jene ideale Unverletzlichkeit, die wir die Heiligkeit des menschlichen Lebens nennen. Aber in Anbetracht der gegenwärtigen Verhältnisse hat niemand das Recht zu sagen: ich schlage mich nicht, ich nehme nicht an diesem Kriege teil. Ich glaube, daß wir schon jetzt unser Ziel erreicht hätten, wenn wir gleich bei Kriegsbeginn auch bei uns das System der allgemeinen Dienstpflicht eingeführt hätten, wie es Frankreich besitzt. Wir brauchen sogar die allgemeine Dienstpflicht weit dringender als die Franzosen. Wir müssen uns auch fragen, was aus uns allen geworden



wäre, wenn die Staaten, die an unserer Seite kämpfen, nichts weiter als unser nationales Verteidigungssystem gehabt hätten. Es ist wahrscheinlich, daß unsere Länder in diesem Falle jetzt bereits deutsche Provinzen wären. Auch sollten bei uns die Frauen sich eifriger betätigen, denn sie müßten eine wichtige Rolle in der nationalen Verteidigung spielen. In allen vorbereitenden Organisationen, wie Ausrüstung, Nahrungsmittelversorgung, Munitionserzeugung, könnte die Frau hervorragende Dienste leisten."

\* \* \*

Die englische Gesandtschaft im Moskorb. König Georg und der Zar sind heute bekanntlich große Freunde, und der heissumworbene Geldgeber England darf beim offiziellen Besuch stets Respekt erwarten. Einst aber ist der größte der Romanows, der bei aller Brutalität der russischen Halbkultur den deutschen Bekehrern dankbar blieb, mit dem „stolzen Albion“ ganz anders umgesprungen. Eine wenig bekannte, vom Herzog v. St. Simon erzählte Episode aus Peters des Großen holländischem Schiffbauerleben sei hier als interessanter Beweis wiedergegeben. Der Zar Peter lebte damals zwar inognito, beanspruchte aber alle ihm zukommenden Ehren, freilich auf seine oft originelle Manier, und war höchlichst entrüstet, daß ihn die Engländer, die doch nur einen Rabenprung weit überm Kanal wohnten, nicht allso bald in Holland durch eine Sondergesandtschaft begrüßen ließen. Endlich trafen die britischen Königsboten des Oraniers Wilhelm III. ein. Peter ließ sie erst peinlich lange auf den Empfang warten und bestimmte dann als Audienzlokal einen etwas ungewöhnlichen Platz: ein großes holländisches Schiff, das er gerade besichtigen wollte. Die beiden Gesandten mußten sich darein fügen, protestierten aber sehr energisch, als sie den Zaren hoch oben im Mastkorb schaukelnd fanden und den Befehl erhielten, sich gleichfalls in die lustige Höhe hinaufzubemühen. Sie suchten dem Tyrannen klar zu machen, daß sie, obgleich Söhne des schon damals flottengewaltigen Albion, keine „Seebeine“ hätten und den Strickleitern nicht recht trauten, und was die Not des Augenblicks ihnen sonst für Ausflüchte eingab. Als aber Peter unerbittlich blieb und schließlich mordsmäßig grob wurde, was ihm nicht schwer fiel, mußten die beiden englischen Herren schon nach seiner Pfeife tanzen und „krabbelten hinauf“ in die Masts. „Auf diesem so beschränkten und luftigen Terrain empfing sie der Zar mit ebenso viel Majestät, als wenn er auf dem Throne gesessen hätte. Er hörte die Ansprache an, äußerte sich in verbindlichen Worten über den König und die Nation, machte sich dann über die Furcht lustig, die sich auf ihren Gesichtern malte und gab ihnen lachend zu erkennen, daß sei die Strafe dafür, daß sie so spät zu ihm gekommen wären.“ Auch heute stehen die Botschafter und Gesandten Englands auf „schwanem Grunde“, aber etwas besser werden sie doch behandelt. Und das ist wenigstens ein Trost für sie.

Ein arm- und beinloser Akrobat vor 400 Jahren. Armlose Feldherrn hat es gegeben und armlose Künstler. Seltener scheinen die armlosen Akrobaten gewesen zu sein, die gegenwärtig gleichsam als eine Art Ermutigung für unsere Kriegsgeschädigten, wie dies z. B. geht im Berliner Zirkus Busch geschieht, ihre Künste vor einem großen Publikum zur Schau stellen. Hin und wieder wird aber doch auch aus früherer Zeit von Männern berichtet, deren Willenskraft groß genug war, den Verlust von Armen und Beinen durch beständige Übung der ihnen verbliebenen Gliedmaßen wettzumachen und sich in Künsten auszuzeichnen, die die größte körperliche Geschicklichkeit erfordern. Als im Jahre 1545 in Berlin die Doppelheirat des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg mit Sophie, der Tochter des Herzogs Friedrich II. von Rügenitz, sowie eines Prinzen von Rügenitz mit der Tochter des brandenburgischen Kurfürsten gefeiert wurde, fand nach dem feierlichen Wollager ein Turnier statt, bei dem es ziemlich gefährlich zugeht. Der Chronist Haffitz, der uns diese Festlichkeiten beschreibt, bei denen es auf ein Menschenleben mehr oder weniger offenbar nicht ankam, im Gegenteil die Lustbarkeit durch das Totsaufen von ein paar Menschen nur erhöht wurde, beschreibt auch die erstaunlichen Vorführungen eines arm- und beinlosen „Kerls“, der mit dem Hals, also wohl mit dem Mund, ein Burzgeschloß mehrere Schritte weit entsenden und damit treffen konnte: „Den Montag hernach haben Markgraf Hans

von Gütstin (der Bruder des Kurfürsten) und Herzog Wilhelm von Brandenburg miteinander scharf gerannt und ein solches hartes Treffen getan, daß die Pferde, auf dem Hintere sitzend, gegangen und dennoch beide Herren sitzen blieben. Es hat aber Herzog Wilhelm dem Herrn Markgrafen Johannsen den Schild entzwei gerannt bis auf den Hals, und wäre um ein wenig getan gewesen, wenn es Gott nicht sonderlich verhütet, daß er ihm den Hals abgerannt, Derwegen alle Fürsten und Herren, so damals auf der Wahn gewesen, sehr erschraden, eilends von den Pferden gefallen und zugelaufen sind. . . Es haben auch mehr Herren vom Adel gerannt und gestochen, aber am Mittwoch haben sechzig Paar zu Rosse in ganzen Kyssen (Kurassen) auf der Wahn turniert, und indem daß man dem Ritterspiel zusehen, ist einer vom Fenster vom Dommurm gedrungen und herabgefallen. Der hat einen anderen, so darunter gestanden, tot gefallen und ihm hat es nichts geschadet. Auch ist damals ein Kerl ohne Arme und Hände da gewesen, der hat mit den Füßen und Rösseln gegessen, eine Nadel säbeln und andere Dinge tun können, die fast unglaublich zu sein scheinen; hat mit dem Hals Holz hauen und einen Keller an der Wand mit der Spitzbarten auf elliße Schritte treffen können. Es haben auch der Rofhuben einen auf der Wahn totgerauft. . ."

Tolstois Kriegsprophezeiung. Zu den zahlreichen Propheten, die heute als Verkündiger des Weltkriegs genannt werden, soll auch Tolstoi gehört haben. Wenigstens veröffentlicht die „International Review“ eine Prophezeiung des Dichters, die neben vielen phantastischen Zukunftsbildern auch eine Voraussage der großen europäischen Katastrophe enthält. Tolstoi hatte im Jahre 1910, kurz vor seinem Tod, eine eigenartige Vision. Er sah eine weibliche Gestalt auf dem Ozean des menschlichen Schicksals. Auf ihrem Diadem stand das Wort: „Industrialisierung“. Sie trug drei Fadeln der Vernichtung in den Händen: den Krieg, die Heuchelei und die Gewalt, die sich auf die Ungerechtigkeit baut. Daran knüpfte Tolstoi nun die folgende Prophezeiung: „Der große Brand wird 1912 im Südosten von Europa beginnen. 1914 wird er sich zu einer allgemeinen Katastrophe erweitern. Von diesem Augenblick an wird Europa in Flammen stehen. Aber 1915 wird ein neuer Napoleon entstehen. Er wird keine militärischen Kenntnisse haben, sondern ein Schriftsteller oder Journalist sein und wird die Fähigkeit besitzen, bis 1925 ganz Europa zu beherrschen. Das Ende der Katastrophe wird für ganz Europa den Beginn einer neuen politischen Ära bedeuten. Nur vier große Nationen wird es noch geben: die Deutschen, die Romanen, die Slawen und die Mongolen. . ."

Zweierlei Tuch ist augenblicklich auch in der Frauen-Moden-Trumps oder vielmehr zweierlei Stoff. Der Mangel an verschiedenem Material hat zu dieser Mode nicht wenig beigetragen, aber das Bild, das sie zeigt, ist reizvoll und anmutig, sofern die Farbenwahl eine glückliche gewesen. So eint man heute nicht nur Tuch und Samt, Wolle und Seide, sondern auch Chinatrepp und Wolle, Chiffon und Wolle, feinen Lüll und Tuch oder feine Tussahseide. Dabei werden von diesen duftigen zarten Stoffen nicht etwa nur Ärmel und Einfäße oder Einziehlusen für Trägertröde angefertigt, sondern man sieht häufig auch den oberen Teil des Kleides bis über die Hüfte daraus bestehen und diesem dann den schweren Rockteil aus Tuch, Rippenamt oder Wolle angefügt. Ebenso sind Volantkleider vielfach in der Weise daraus gefertigt, daß die unteren breiteren Volants aus festem Material, Hüftpasse und zwei bis drei schmale Volants aus Chiffon bestehen. In diesem Falle dann die letzteren mit schmalen Röllchen von Seide oder Samt umrandet. Ganz neu und dabei von sehr aparter Wirkung sind auch ärmelloste Kleider aus festem Stoff, die sich vorn gleich einem Überkleid über einem pflüsternten Vorderteil von Chiffon öffnen, das bis zur Mitte der Brust durchgeht und in der Taille mit Gürtel gehalten wird. Aus gleichem feinem Gewebe bestehen dann auch die duftigen Blusenärmel, leicht haushig gehalten und am Handgelenk unter schmalen Perlbörschen eingeeugt. Namentlich zum Umarbeiten älterer Kleiderbestände dürfte sich diese Form sehr empfehlen.